

(Nachdruck verboten.)

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Als Schlieben zu einem Entschluß gekommen war, plagte ihn gleiche Unruhe wie seine Frau. Diese stöhnte: wenn es doch erst morgen wäre! Wenn ihr nun jemand zuborkäme, wenn das Kind nicht mehr da wäre morgen?! Sie warf sich rastlos hin und her in Ungeduld und Bangigkeit. Aber auch Schlieben wälzte sich schlaflos von einer Seite zur anderen. Ob das Kind auch gesund war?! Einen Augenblick überlegte er besorgt, ob es nicht geraten sei, den Badearzt von Spaas ins Vertrauen zu ziehen — der könnte mitfahren und den Kleinen vorerst untersuchen — aber dann verwarf er diesen Gedanken wieder: das Kind sah ja so kräftig aus! Er rief sich die derben Fäustchen zurück, den klaren Blick der blanken Augen — auf nacktem Boden, bei Kälte und Wind, ohne Schutz hatte es gelegen — es mußte eine Kernnatur haben. Darüber konnte man ruhig sein. —

Es war noch sehr früh am Morgen gewesen, als das Ehepaar sich aufgerafft hatte — müde, wie zerschlagen an allen Gliedern — aber von einer Art fröhlicher Entschlossenheit getrieben.

Käte lief im Hotelzimmer hin und her, so geschäftig, so freudig erregt wie jemand, der einen lieben Gast erwartet. Sie war so sicher, daß sie das Kind gleich mit herbringen würden. Jedenfalls wollte sie anfangen, die Koffer zu packen, denn wenn man das Kind hatte, dann nur nach Hause, so schnell als möglich nach Hause! „Das Hotel ist nichts für solch einen kleinen Liebling. Der muß sein Kinderzimmer haben, einen freundlichen Raum mit geblühten Gardinen — nur dunkle nebenbei zum Vorziehen, um das Licht beim Schlafen zu dämpfen — sonst alles hell, leicht, lustig. Und eine Babykommode muß darin stehen mit den vielen Flaschen und Näpfchen, und sein Badewännchen, sein Bettchen mit den weißen Mullvorhängen, hinter denen man ihn liegen sehen kann mit roten Bäckchen, die Fäustchen am Kopf, und fest schlummern!“

Sie war so jugendlich, so liebenswürdig in ihrer erwartungsvollen Freude, daß sie ihren Mann entzückte. Schien nicht der Sonnenschein, auf den er so lange vergeblich geharrt hatte, jetzt kommen zu wollen?! Er ging schon dem Kinde vorher, fiel heiter verklärend auf dessen Weg. —

Die Eheleute waren beide bewegt, als sie gen Longfaye fuhren. Einen bequemen Landauer mit schließbarem Verdeck hatten sie heute genommen statt des leichten Zweifigers, in dem sie sonst ihre Touren zu machen pflegten. Es könnte auf dem Rückweg zu kalt für den Kleinen werden! Decken und Mäntel und Tücher waren eingepackt, eine ganze Auswahl.

Schlieben hatte sich mit seinen Papieren versehen; man würde wohl kaum einen Ausweis von ihm verlangen, aber der Sicherheit halber, um einer etwa dadurch entstehenden Verzögerung vorzubeugen, steckte er sie ein. Man hatte ihm den Gemeindevorsteher von Longfaye als einen ganz verständigen Mann genannt, so würde sich denn alles glatt abwickeln.

Wie die Ebereschen zu Seiten der Straße unter der herbstlichen Last roter Beeren ihre Kronen senkten, so senkten sich auch die Häupter der beiden Menschen unter einer Flut von hoffnungsvollen Gedanken. Rasch flogen die Bäumchen am rollenden Wagen vorbei, rasch alle Etappen des Lebens am bewegten Gemüt. Fünfzehn Ehejahre — lange Jahre, wenn man wartet — erst mit Zuberficht, dann mit Geduld, dann mit Zaghaftigkeit, dann mit Sehnsucht — mit Sehnsucht, die von Jahr zu Jahr heimlicher wird, und in der Heimlichkeit immer brennender! Nun war die Erfüllung nah, freilich anders, als liebende Gatten sie sich ausmalen; aber doch eine Erfüllung.

Unabweislich kam der Frau das alte Bibelwort in den Sinn: „Und als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn“ — o, dieses Kind aus der Fremde, aus dem Unbekannten, aus dem Lande, das nicht Acker noch Früchte hat

und nicht gesegnet ist mit reichen Ernten, dieses Kind war eine Gabe des Himmels, ein Geschenk seiner Güte! Sie beugte ihr Haupt wie gesegnet, des Dankes voll.

Und der Mann drückte leise die Hand seiner Frau, und sie erwiderte den Druck. Hand in Hand blieben sie sitzen. Sein Blick suchte den ihren, und sie errötete. Jetzt liebte sie ihn wieder wie im ersten Jahr ihrer jungen Ehe — nein, jetzt liebte sie ihn noch um vieles mehr, denn jetzt, jetzt schenkte er ihr das Glück ihres Lebens: das Kind!

Selig schweifte ihr Blick übers arme Bennisland, das braun und öde schien und doch ein Märchenland war voll der herrlichsten Wunder.

„Hab' ich's nicht gewußt?!“ murmelte sie triumphierend und doch zusammenschauernd in einer fast abergläubischen Regung. „Ich hab's gefühlt — hier — hier!“

Sie konnte es kaum erwarten, bis sie das Bennisdorf erreichten. Ach, wie lag das abseits aller Welt, so ganz ver-
gessen! Und so arm! Aber die Armut schreckte sie nicht und die aus der Armut entspringende Unsauberkeit auch nicht; sie nahm ihn ja jetzt mit fort von hier, brachte ihn in Kultur und Wohlleben, und daß er einmal auf nacktem Boden gelegen hatte statt in weichem Bettchen, das würde er nun und nimmer ahnen. Sie dachte an Moses: wie der gefunden worden war im Schilf des Nils, so hatte sie ihn gefunden im Gras des Bennis — ob er ein großer Mann war wie jener?! Wünsche, Gebete, Hoffnungen und hundert Gefühle, die sie früher nicht gekannt hatte, bewegten ihr Herz. —

Schlieben hatte Mühe, sich dem Gemeindevorsteher verständlich zu machen. Nicht das der Mann ein Wallone gewesen wäre, der schlecht Deutsch verstand — Niklas Rocherath aus dem Haus „Zur guten Hoffnung“, so genannt, weil man's, als das angesehenste des Dorfes, weit vom Bennis her erblicken konnte, war gut deutsch — aber er begriff den Herrn nicht.

Was wollte der mit dem Jean-Pierre von der Lisa Solheid? Annehmen an Kindes Statt?! Ganz verdukt sah er drein, und dann war er beleidigt: nein, wenn er auch ein simpler Bauer war, zum Narren halten ließ er sich von dem Herrn drum doch nicht!

Erst allmählich gelang es Schlieben, ihn von der Ernsthaftigkeit seiner Absicht zu überzeugen. Aber immer noch rieb der Alte bedenklich das stopplige Kinn und sah mißtrauisch auf die, die so hergeschneit kamen in seine Einsamkeit. Erst als Käte, von der langen Auseinandersetzung ermüdet und gequält, ihn ungeduldig beim Arm ergriff und ihm, fast gereizt und mit Heftigkeit, ins Gesicht schrie: „So begreifen Sie doch! Wir haben kein Kind, wir wollen aber ein Kind — begreifen Sie's nun?!“ — da begriff er.

Kein Kind — o weh! Kein Kind — da weiß man ja gar nicht, für was man lebt! Nun nicht er verständnisvoll; und mitleidig auf die Frau blickend, die so reich war, so sein angetan und doch keine Kinder hatte, zeigte er sich viel zugänglicher. Also der Jean-Pierre von der Lisa Solheid hatte ihnen so gut gefallen, daß sie sich den mitnehmen wollten bis nach Berlin? Was der Jung für ein Glück hatte! Die Lisa würde es gar nicht glauben wollen. Zu gönnen war's der freilich, so arm wie die war keiner hier, die wußte manchen Tag nicht, wie sie sich und ihre fünf satt machen sollte. Früher, als ihr Mann noch lebte —

Was, der Mann lebte nicht mehr?! Sie war Witwe?! Wie befreit aufatmend unterbrach Schlieben den Gemeindevorsteher. Er hatte, wenn er auch nicht darüber gesprochen hatte, vor dem Vater beständig eine geheime Furcht gehabt: wenn der nun ein Schnapstrinker wäre oder sonst ein Tüchtig-
gut?! Nun fiel ihm eine Last von der Seele — der war tot, der konnte nicht mehr schaden! Oder war er am Ende an einer Krankheit gestorben, an einem zehrenden Leiden, das sich auf die Kinder und Kindeskinde vererbt?! Schlieben hatte sagen hören, daß die Nebel des Bennis und seine plötzlichen Temperaturwechsel leicht der Lunge und dem Hals verderblich werden — dazu schwere Arbeit und schlechte Ernährung — der junge Mann war doch nicht etwa gar an der Schwindsucht gestorben?! Mängstlich forschte er.

Aber Niklas Rocherath lachte nein: von einer Krankheit hatte der Michel Solheid zeitlebens nichts gewußt und war

auch an keiner gestorben. Zu Verbiers hatte er gearbeitet, in der Maschinenfabrik, schwarz beruht und nackt bis zum Gürtel, dem waren Kälte und Hitze ganz einerlei gewesen. Alle Samstag war er herübergekommen von Verbiers und war den Sonntag bei seiner Familie geblieben. Und es war Samstag vor Peter und Paul gewesen, jetzt etwas über ein Jahr her, da hatte der Michel von dem, was er verdient hatte, seiner Frau eine Speckseite gekauft und ein oder zwei Pfund Kaffee, denn —

„Ihr müßt wissen, Gähr, das is hier viel zu teuer für uns un über der Frenz viel billiger,“ sagte der alte Mann bekümmert, hob dann langsam die Faust und drohte hinüber zum Venn, das ruhig und weltfern dalag. „Da waren se ihm aber bald auf den Fersen. Von der Baraque an waren sie als hinter ihm drein — die verdammte Cammisse!) Ihrer drei, vier. Nu müßt Ihr wissen, dat de Michel laufen konnt' wie nur einer. Wenn de seinen Pack hinter den Busch jeschmissen hätt' und hätt' sich am laufen jehalten, den hätten se mein Lebtag nich jekriegt. Aber ne, dat wollt he statt nach rechts nach links ab durch 't Wallonische Venn, der Gill nach. Durch Clejay**) un Redel, so immer die Kreuz und die Quer, un kam nu so janz aus der Frenz heraus, wo he Bescheid wußt', wie in seiner Tasch'. Ober dem Pannensturz waren se ihm dicht auf den Hacken. Un se waren hinter ihm am schreien: „Steh!“

„Seht Ihr, Gähr, wär he nu in die Frohe Gaard jelaufen un hätt' sich da im Dicht verborgen, so hätten se ihn ohne Hund nie jefunden. Aber nu war he verwirrt un rannt' aus dem Busch eraus, blank über et Venn.

„Halt!“ — „Steh!“ — un zum drittenmal: „Halt!“ Aber er sprang wie 'ne Hirsch. Da drückt' einer los un — Jesus Christus erbarme Dich, jetzt und in der Stunde unjeres Todes!“ — der Gemeindevorsteher schlug andächtig ein Kreuz und wischte sich dann mit dem Handrücken unter der schnüffelnden Nase her — „de Schuß fuhr durch die Speckseite in den Buckel, hintenerein, vorn eraus. Da schlug de Solheid den Ruckerleboom.“***) En Schand war et: un en Speckseit', so 'ne staatse Kerl!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

6) Martin Sölch.

Erzählung von Nikolaus Krauß.
(Schluß.)

Da erzählte Sölch öffentlich, daß er im Grundbuch wieder einen neuen Posten auf den Stingel-Hof habe eintragen lassen. Wer nicht zu Schaden kommen wolle, möge sich dazuhalten.

Sofort bekamen die Idoolaten zu tun. Den Klagen folgten Pfändungen. Die Kläger drangen in die Ställe, in den Keller, auf den Schüttboden. Allgemeines Geschrei und Fluchen. Von den Pferden war nicht eines mehr da. Am meisten ärgerte sich der Sattler, der es auf die beiden Rappen abgesehen hatte. Mit ihnen war der Bauer eines Tages nach der Stadt gefahren. Er kam zu Fuß wieder heim. Pferde und Wagen blieben verschwunden.

Was nicht zum täglichen Gebrauch notwendig war, wurde versiegelt. Ein Schuster machte sich über das Taubenhaus. Nicht eine Feder blieb zurück. Selbst den Taubenmist ließ er austragen; der war gut für den Garten.

Man sah sich die Felder an. Die Kartoffeln waren nicht ordentlich ausgegraben, nur mit dem Pfluge ausgefahren; ganze Schöpfe staken noch im Erdreich. Im Keller aber lag nur ein kleines Häuflein. Auch da konnte man nicht heran!

Vom Kraut hatte im Sommer und Frühherbst niemand die Raupen genommen. Von einem Kopf keine Spur auf dem weiten Felde. Wesen gleichen die einzelnen Stauden. Die Winteransaat hatte kaum begonnen, da war alles ins Stocken geraten.

Der Grobhnicht war in der Nacht gezogen. Die Magd hatte dem Bauer ihre Ersparnisse geborgt. Sie trumpfte jetzt auf und räuberzte auf eigenes Risiko.

Im toten Herbst war die Wahl zum Landeskulturrat. Stingel erhielt nicht eine Stimme. Das traf ihn härter als der Zusammenbruch seiner Bauernexistenz.

Jeden Tag ging er jetzt in die Stadt, bekam dort Bier und Essen, so viel er wünschte, wenn er den Betrag gleich hinlegte. Wollte er spielen, selbst mit Arbeitern, mußte er erst zeigen, daß er Geld hatte.

Unter die anderen Bauern traute er sich nicht mehr. Er kannte

*) Grenzjäger.
**) Balddistrikte im hohen Venn.
***) Purzelbaum.

ihre Spottlust, ihren Respekt vor dem großen Besitz. Wußte, daß gerade die ehemaligen Schmeichler am meisten höhnen würden.

Das geschah auch. Den ganzen Abend über ging das Gerede über den Stingel-Bauer. Man wetzte, wann er „abfliegen“ würde. Nur die Frauen wagten, für ihn ein Wort zu reden. Die mit ihm aufgewachsen, groß und alt geworden. Vor ihren Augen stand noch immer der junge, schöne Bursch mit den freundlichen Augen, dem vollen Gesicht, wie Milch und Blut, auf dem Kopf das feste Jägerhäutlein, das ihm so gut ließ. Es war ein liebes Erinnerung: Mit der hatte er getanz, wie nur die Jugend tanzen kann, einer anderen ein gutes Wort, einen vernünftigen Rat gegeben, als sie schon verheiratet war und nicht wußte, wo ein und aus. Und wie freundlich war er zu den Kindern!

In dieser Zeit fürchtete der Lenz für seinen Vater. Der Bauer ging umher, „als hätten ihm die Hühner das Brot genommen“, sah stundenlang am Tische und rechnete auf großen Wogen, um zum Schlusse alles wieder durchzustreichen. Gab nichts mehr auf sein Gewand. Zolang standen im verfallenen Gesicht die Stoppeln nach allen Richtungen.

Kurz vor Weihnachten ließ ihm die Sparkasse mitteilen, daß sie den Hof zur öffentlichen Feilbietung bringen würde, wenn zu Neujahr die Zinsen wieder ausblieben. Als Stingel den Brief gelesen, kniete er zusammen wie unter einem Schlage. Im nächsten Augenblick warf er den Kopf zurück und tat einen Lacher. Alle Unsicherheit war von ihm gewichen. Nicht ein Vierteljahr mehr würde er Bauer sein. Das Geld aufzutreiben, war unmöglich. Die Verwandtschaft? Der hätte er einen Grundbuchauszug vorlegen müssen. Lang und breit hätten sie geredet, das Wort Kuratel hätte er gehört, aber geholfen hätte ihm keiner. So sollten sie sich nur auch recht ärgern über die Schande.

Es war alles ruhig geworden in ihm. Bauer? Er war ja zeitlebens kein so rechter Bauer gewesen, der mit seinem Grund und Boden verwachsen ist wie Baum und Rinde. Gefallen hatte ihm der schöne Hof schon, wenn er aber wie die anderen mit Hand anlegen sollte, hatte er es immer wie eine Kaderei empfunden. So war es ihm schon in der Jugend ergangen, und sein Vater hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt. . . . Wie es nun werden sollte? . . . Ach, was! . . . Da war der Lenz noch da. Zu was hatte er ihn denn studieren lassen? . . . Das Leben würde man wohl haben.

Am Dreikönigstage ging der letzte Dienstdote. Und gleich nach dem Absching kam es zur Versteigerung. Als Stingel erfuhr, daß der Nachbar Sölch der Ersteher sei, nickte er. Der hatte ja das meiste darauf, der mußte ausbieten! Einige Wochen Zeit, damit er sich nach etwas anderem umschauen konnte, würde der ihm schon lassen. . . .

Es war noch früh am Tage, als Sölch aus seinem Hofe trat, um von dem Abgehauften sein neues Besitztum zu übernehmen. Der hatte es selbst so gewollt, um fortzukommen, ehe die Bauern zu Felde führen. Die Sonne war schon heraus, da und dort strich flatternd eine Lerche über die Winterjaat, ihr Lied probierend. In den Fiegehütten war es noch ruhig; die Arbeit für dieses Jahr hatte noch nicht begonnen.

Sölch hatte nur einige Schritte zu gehen, über den Fahrweg hinüber. Die Wohnhäuser der beiden Höfe lagen einander gegenüber, schauten beide mit der Stirnseite nach dem Dorfe hinab.

Und die paar Schritte hatte er seit beinahe einem Menschenalter nicht einmal gemacht! Haus an Haus hatten sie gelebt, und keiner war in die Stube des anderen gekommen; ihre Geschäfte hatten sie draußen abgeschlossen.

Weibe Flügel des Hoftores waren weit aufgerissen. Im weiten, kahlen Hofraum, in dem auch nicht ein Hühnertraum sich bemerkbar machte, ein Steirerwagen mit einem schwächlichen Braunen bespannt, reisefertig. Als Sölch auf die Granitplatten des Flözes trat, hallten seine Schritte wie in einem Gewölbe. Noch etwas fiel dem Bauer auf: Die Hundehütte war leer.

Vater und Sohn saßen am Tische. Sie mußten gerade mit dem Essen fertig geworden sein. Der Junge widelte einen übrig gebliebenen Brotkrumen in ein Tuch und steckte ihn in die Rocktasche. Sofort erhob sich der Abgehaupte und legte eine Handvoll Schlüsseln vor Sölch hin, der auf der Fensterbank sich niedergelassen.

„Soll ich oder der Lenz mitgehen?“

Sölch wehrte ab.

„I kenn' ja den Hof von früher. . . . Was pfändbar war, ist weg. . . . Hast Du, was von Deiner Frau stammt, mitgenommen?“

Stingel stand an den Tisch gelehnt.

„Fort ist's. . . . Aber das ist dem Lenz seine Sach. . . . Gehst mich nichts an und keinem anderen was!“

Das klang spitz.

Sölch blickte seinen Todfeind voll an. . . . Der sah ja gar nicht aus, als hätte ihn ein Unglück getroffen! Das volle Gesicht war glatt rasiert, kampflustig blickten die Augen. In Sölch schoß die Wut empor. Söhnisch sagte er:

„Dast's notwendig, groß zu tun!“

„Dist hergekommen, um mich klein zu machen?“

„Kleiner als Du bist, kann man schon gar net werden, mein' ich.“

„Du —“

Stingel schöpfte tief Atem und stieß die Luft wieder hervor, daß es pfiiff. Er sah sich nach seinem Sohne um. Der war nach den ersten zornigen Worten in die Nebenstube gegangen.

„Sösch, was willst Du von mir?“
Die Stimme des Fragenden klang heiser.
„Ich? . . . Nichts! . . . Was kann man denn von einem Abgeslogenen wollen?“

Stingels Augen wurden für einen Augenblick ganz starr. Plötzlich fuhr er sich mit beiden Händen über Stirn und Augen und lachte auf. Und lachend sagte er:

„Mit Dir streiten oder gar raufen? . . . Nein, Sösch, dafür bist Du mir seit jeher zu dumm gewesen!“
Jetzt verlor der andere die Ruhe.

„Dumm? . . . Ich? . . . Und Du? . . . Den Hof hast verloren und keine Heimat hast mehr . . .“

Stingel lehnte sich wieder an den Tisch. Ein Zucken, halb Mitleid, halb Hohn lief um seinen Mund.

„Was ich bin, weiß ich . . . Was kommt, muß ich tragen . . . Aber was hast denn Du erobert, Du Neunmalgescheidter? . . . Einen Hof. Und was hast drangegeben? . . . Dein Leben . . . Schau einmal in den Spiegel, wieft ausschaut! . . . Ich bin zwei Jahre älter . . .“

Sösch machte mit dem Kopf eine geringschätzig Bewegung.
„Na, wie D' meinst . . . Aber Deine Wuben können lachen! Jetzt kommt jeder zu einem Hof . . . Wann gehst denn auf'm Auszug?“

„Ich hab' g'meint, Du hast's eilig?“
„So viel Zeit ist schon noch.“

Stingel, der sich durch die häufigen Stadtfahrten und den Verkehr mit den Herren ans Reden gewöhnt, war voll im Zuge.

„Lass' mich ausreden!“ sagte er. „Auch der Ochse lebt. Aber Leben und Leben ist zweierlei . . . Was hast Du in Deinem Leben g'nossen? Warst wo g'wesen? . . . Ach, ja: In Adorf, in Brambach, in Schönberg . . . Aber über Falkenau bist net 'naus kommen und da hat Dich der Viehmarkt hinzogen . . .“

Sösch gab keine Antwort. Da fuhr der andere fort, ein Ton klang aus seiner Stimme wie bei einem prahlenden Kinde:

„Hast einmal Kaviar g'essen? Weißt, was das ist? . . . Auf einer Jagd warst auch noch net? . . . Du rauchst net, gehst alle heiligen Feiten einmal in ein Wirtshaus, hast daheim ein bissiges Weib, das Schnaps trinkt . . . Weißt, für so ein Leben tät ich mich bedanken.“

Sösch blidte auf. Es schien, als hätte er gar nicht zugehört. Ruhig sagte er:

„Ich hätt' mit 'm Lenz g'reden.“
Der Abgehauste rief den Sohn. Sösch betrachtete ihn aufmerksam, als er vor ihm saß. Eine leichte Röte stieg in sein Gesicht, und leise zitterte die Stimme, als er stöckend fragte:

„Lenz . . . Gättest Lust . . . da zu bleiben?“
Der junge Stingel war ganz überrascht.

„Ich weiß nicht, wie Ihr das meint.“
„So . . . ja . . . Den Hof übernehmen, mein' ich . . . Eueren . . . Was hast ja noch drauf stehen. Zinsen brauchst mir auch keine zu zahlen, bist D' eine gute Heirat gemacht hast . . .“

Der Junge wandte sich zu dem Abgehausten um.
„Und der Vater?“

Söschs Gesicht zog sich zusammen, seine Stimme klang kalt, entschieden:

„Das geht net! Dann bist in ein paar Jahren auch Du fertig.“

Lorenz Stingel war aufgestanden.
„Ich geh' mit 'm Vater.“

Sösch rief ihn am Aermel zurück.
„Aber Du bist ja . . . Weißt Du sicher, daß der da Dein wirklicher Vater ist.“

Lenz war im ersten Augenblick ganz verwirrt.
„Das wär' ja was ganz neues!“

„So frag' ihn doch!“
Der Junge sah Stingel an.

„Zum Lachen! . . . Ich bleib' bei ihm.“
Jetzt griff der Abgehauste ein.

„Geh', Lenz, schau einmal nach dem Braunen. Wir fahren gleich.“

Er ging mit ihm bis zur Tür. Als er zurückkam, stellte er sich vor Sösch hin; sein Gesicht war ernst, aber nicht unfreundlich.

„Jetzt kenn' ich Dich erst! . . . Ich weiß, was Du meinst . . . aber Du bist im Irrtum.“

„Ich?“
„Du! . . . Kannst Dich noch erinnern, wie ich nach Annas Tod bei Dir drüben war? Ich wollt' mit Dir über was Wichtiges reden, aber Du hast Dich verleugnen lassen.“

„Ich brauch' mich doch net anhängen g'lassen!“
„Hat kein Mensch g'wollt . . . Das wollt' ich Dir sagen, was ich Dir jetzt sagen muß . . . Als es mit der Anna immer schlechter worden ist, hat sie mir eingestanden, daß sie in der Zeit, wo ich mit ihr g'gangen bin, Dich einmal in der Nacht hineingelassen hat . . . Sie hat nichts dafür g'konnt . . . Es war finster, und wie sie hingelangt hat, ist sie an Deine mehligte, weiche Mäntelweste g'kommen und hat denkt, es ist meine manchesterne. In der Früh hat sie ein anderes G'sicht g'sehen . . . Aber es hat nichts g'schad't, das Kind war schon auf'm Weg . . .“

Sösch war aufgesprungen und schüttelte den anderen hin und her.

„Sund! . . . Du lügst!“
Stingel ließ den Sturm austoben.

„Glaubst Du, daß eine Frau auf dem Totenbett lügt? . . . Wir haben dann schnell heiraten müssen — der Lenz ist ein „Siebenmonatskind“ . . .“

Er holte tief Atem.
„Und jetzt weiß ich, westwegen Du die ganze Zeit so hinter mir her warst . . . Denkt hast, ich hätt' Dir das Mädel g'nommen und das Kind dazu, wegen dem bißl Geld . . . Und sagen wollt'st Du nichts, weil sonst die Anna ins Gered' g'kommen wär' . . . und gern hast sie noch g'habt, als sie schon tot war . . . So hast alles in Dich hineingefressen und ich hab's büßen müssen.“

Sösch ließ sich auf die Bank zurückfallen.
„Es kann nicht wahr sein! . . .“

„Du hast vorhin den Lenz genau angesehen . . . Hat er nur einen Funken von Dir? . . . Er ist die ganze Mutter, nur die Augen sind die meinigen.“

„Aber dann hätt' ich Dich ja umsonst g'grund g'richt'it!“
„Ja, Martin, siehst, da kann ich Dir net helfen.“

„Ich hab' ja den alten Dracher nur g'nommen, um Geld in die Finger z'triegen. Ich war schuld, daß Du damals in dem Landesklurrat g'wählt worden bist, weil ich g'wollt hab', daß D' Schulden machen sollst. Ich hätt' ja nicht antommen können . . . Heimzahlen wollt' ich Dir's.“

„Und jetzt siehst's: Die falsche Karten hast ausg'spielt . . .“
Stingel öffnete ein Fenster und rief hinaus:

„Lenz, richt' Dich g'samm', wir fahren!“
Dann wandte er sich wieder an Sösch, dem der Kopf vornüber hing:

„Lass' Dir's gut gehen, kann ich Dir net sagen, Martin. Na, hast ja den Hof . . . Ruht es halt tragen, wie's kommen wird . . . Mir geht es ja grad so . . . Der Lenz wird bald was haben. Der Brief von seinem Professor ist schon da . . . Bleib' ich halt' so lang bei meiner Schwester.“

Er setzte den Jägerhut auf und ging mit festen Schritten durch die Tür. Von draußen herein klang deutlich seine klare Stimme:

„Gib mir die Bügel, Lenz! Ich will ihner zeigen, wie ein Stingel von seinem Stammhof fährt . . . Hü, Bräunl! . . . Voran!“

Kleines feuilleton.

kh. Die Perlenstadt. „Die ganze Nacht hindurch war unser kleiner Dampfer an der Küste Ceylons entlang nach dem Golf von Manar langsam hinaufgefahren, — beginnt ein englischer Korrespondent die Schilderung eines Besuches bei den Perlenfischern von Ceylon —; in der schweigenden Nacht glänzte die leuchtende Spur des Schiffes im Wasser auf wie ein Streif blühender Diamanten, und die aufsprühenden Wassertropfen am Bug leuchteten wie glühende Funken empor und erloschen, wenn sie am Bug zerstoßen. Ueber uns war der Baldachin eines dunkelblauen, mit zahllosen Sternen besetzten Himmels ausgebreitet, und des Mondes mattschimmernde Scheibe versank allmählich im Meere. Die Dämmerung zog purpurn herauf, und gehüllt in den zarten Nebelmantel der Morgenröte glitten wir mitten hinein unter die Röhne der Perlenfischer, die auf das Emporstiegen der Sonne harrten, um nach den Austern ins tiefe Meer hinabzutauschen. Bald waren wir an dem sandigen Strande von Marichikadde, und nun umging uns die exotisch seltsame Stimmung der „Perlenstadt“. Ein schwerer, penetranter Geruch hing in der schwülen Luft, und seine Ekel erregenden Wellen umfluteten uns mit fast betäubender Stärke. Wie eine fühlbare, ja greifbare Gewalt drang dieser unbeschreiblich widerliche Gestank auf uns ein. Nichts anderes wohl in der Welt riecht so grauenhaft als die Unzahl der Millionen faulender Austern, die hier aufgespeichert sind, und aus deren Unrat und Schmutz sich die leuchtende Perle hervorhebt. Die „Perlenstadt“ ist ein belebter, geschäftiger Platz, in dem wohl 40 000 Einwohner zusammengebrängt sind, aber nur während der Zeiten der Fischelei ist sie belebt, schiebt wie ein ungeheurer Pilz empor und breitet sich aus, nach sechs Wochen schwerer Arbeit, regen Treibens und wilder Leidenschaften lagert wieder Totenstille über den wenigen Trümmern, in denen die Schalake haufen und kaum eine menschliche Seele sich regt. Der wüßteste Pöbel des Orients, der Abschaum aller verkommenen und lichtfeuen Gefellen findet sich hier zusammen, um in einer gefährvollen Arbeit Reichthum zu erwerben und ihn auf die tollste und ausschweifendste Weise sogleich wieder zu verschwenden. Diese Söhne Allahs, die so treu an den Propheten glauben, begehren mit derselben Gemütsruhe einen Mord, mit der sie eine Auster aufbrechen. Und dieses wilde Chaos verzweifelter Existenzen wird von einer Handvoll Engländer in Ordnung gehalten; es sind sechs englische Zivilbeamte, denen eine Schar eingeborener Polizisten zur Seite steht. Ein Polizeigericht, ein Krankenhaus, ein Friedhof sind in der Stadt; besonders die sanitären Einrichtungen müssen sehr genau gehandhabt werden, denn die Leute kommen zum großen Teil aus dem Cholera- und Pestorten Afriens. Eine Bank, ein Post- und Telegraphenamt, ein Auktionslotal vervollständigen die Zahl der notwendigen Eins

richtungen der Zivilisation, sonst ist alles dunkelster Orient. Besonders zahlreich sind die Spielhöhlen, denn in der „Perlenstadt“ ist jeder ein Spieler, und wenn einmal unter den von der Arbeit ermüdeten Gesellen ein Streit entsteht, dann hat sie der Dämon des Spieles gegeneinander gehetzt. Die Perlenfischerei ist nämlich keine Beschäftigung, bei der man die Hände in den Schoß legen darf, sondern eine aufregende, alle Kräfte anspannende Tätigkeit. Um zwei Uhr nachts dröhnt der dumpfe Schuß der Kanone, der die Perlenfischer nach der Küste ruft. Umwallt von ihren langen Mänteln, die Nähe aus Kamelharen ins Gesicht gebrückt, eilen die Araber in ihre Boote und fahren unter vielem Fluchen und Geschrei sogleich nach den Perlenbänken. Im Osten geht bald blutrot die Sonne auf und färbt die geschwellten Segel mit einem goldigen Schein, so daß sie wie große, leuchtende Käfer auf dem türkisblauen Meere schwimmen. Nach einigen Stunden schneller Fahrt sieht man die Fahnen im Winde flattern, die von der Perlenbank her grüßend wehen. Die Fahrzeuge sind dicht mit Menschen besetzt, es wimmelt von bunten Gewändern und merkwürdigen Gestalten. Etwa 300 mehr oder weniger große Fahrzeuge legen an der Bank an; die Arbeit beginnt. Hoch aufgerichtet steht da ein kräftig gebauter Sohn des Propheten am Rande des Schiffes, bereit, in die Tiefe zu tauchen. Er ist fast nackt und trägt an der Nase eine Vorrichtung, die das Eindringen des Wassers abhält. Ein offenes Netz hat er zur Aufnahme der Austern um den Hals geschlungen. Er schwingt sich über Bord, stellt seine Füße auf seinen Senkstein und ergreift das Seil, das sein Gefährte im Boot festhält, mit beiden Händen. Dann holt er noch einmal tief Atem und schießt nun senkrecht auf den Meeresgrund hinunter. Durch das dreißig Fuß tiefe, klare Wasser kann man jede seiner Bewegungen genau verfolgen. Er steigt von dem Stein herab und tastet, das Seil fest in der Hand, halb kriechend, halb schwimmend wie ein großer, schwarzer Frosch auf dem Meeresboden hin, mit fieberhafter Eile die Austern einsammelnd. So scheint er, völlig vertieft in seine Tätigkeit, an ein Heraufkommen nicht wieder zu denken. Aber plötzlich zuckt das Seil, der andere oben zieht fest an, und aus der Tiefe schiebt ein wassertriefender Kopp heraus, und ein Mund wird sichtbar, der gierig nach Luft schnappt. 85 Sekunden hat er im Meere verbracht; eine reiche Beute bringt er mit; der Brustkasten arbeitet wild und unregelmäßig. Doch schon nach einer kleinen Pause geht er wieder hinab, und so arbeiten die Perlenfischer ununterbrochen, bis um Mittag wiederum ein Kanonenschuß von der Stadt her gelöst wird und das Ende der Fischerei anzeigt. Nun werden die Anker gelichtet und nun beginnt eine wilde Jagd, denn jedes Boot will zuerst wieder an der Küste sein. Der starke Wind legt sich in die Segel und die Boote sie schießen dahin, hingehend über die erregten Wellenkämme, wie eine unruhige Wolke von grauen Seetauben. Am Strande hat man sie schon von fern erblickt, und eine große Aufregung entsteht in der Stadt, alles strömt ans Meer, um die Ankömmlinge und ihre Beute zu sehen. Die Taucher müssen bei ihrer Anlaufst sogleich in die Bureaus der Regierung kommen und zwei Drittel ihrer Beute abliefern, der dritte Teil ist ihr Eigentum. Die Perlenfischerei auf Ceylon blüht seit uralten Zeiten und wird heute noch genau so betrieben wie ehemals. Die Austern werden in Boote aus ausgehöhlten Baumstämmen gefüllt und in leichten Schuppen aufgestellt. In dieser tropischen Hitze beginnen sie sogleich zu faulen, Millionen Maden von Schweißfliegen vollenden das Werk der Verwesung, und nachdem sie lange genug gelagert haben, bleiben nur noch die trockenen Austernschalen, die Perlen und Sand übrig. Die Schalen werden nun sorgfältig gewaschen, die Perlen werden abgeloßt und gereinigt und sind nun fertig zum Versand. —

ie. Langlebigkeit bei Tier und Mensch. Seit dem Altertum ist die Frage erörtert worden, wie der Mensch es anzufangen hat, um hundert und noch mehr Jahre alt zu werden. Der Glaube daran, daß er zu viel höherem Alter gelangen kann, als es jetzt im Durchschnitt der Fall ist, gründet sich hauptsächlich auf die Autorität der alttestamentarischen Schriften und auf die im Volke erhaltenen Ueberlieferungen vom hohen Alter einiger Tiere. Vorzugsweise hat man einigen Vögeln und unter den Säugetieren den Hirschen ein fabelhaftes Alter zugebilligt. Im Mittelalter glaubten viele steif und fest daran, daß ein Hirsch tausend Jahre leben könnte, und der Naturphilosoph Thomas Brownie mußte im siebenzehnten Jahrhundert besondere Beweise dafür beibringen, daß ein Hirsch nur ein mittleres Alter von 30—36 Jahren erreiche, und wurde doch lange als Lügner und Ungläubiger gescholten. Dieser für seine Zeit hervorragende Forscher stellte ein gewisses Verhältnis zwischen den Jahren des Wachstums und denen des Verfalls fest. Später wurde diese Theorie besser ausgebaut und führte zu dem Schluß, daß die Tiere im allgemeinen eine Lebensdauer haben, die fünfmal so lang ist wie die Wachstumsperiode. Wenn man nun letztere für den Menschen auf 21 Jahre annimmt, so sollte seine Lebensdauer mindestens 100 Jahre betragen. Vor etwa 20 Jahren stellte ein Physiolog die Ansicht auf, daß die Verkümmernng des Mädchens und des Weibchens eine Verkürzung des Menschenalters herbeiführt und daß eine künstliche Verkümmernng dieses Körperlichen Verfalls die Eingeweide in ihrer richtigen Lage erhalten und so das Ableben verzögern würde. Im allgemeinen aber wird heute die Anschauung vertreten, daß verbesserte Gesundheitspflege und eine ruhige Lebensweise am meisten dazu geeignet sind,

das Alter des Menschen zu erhöhen. Uebrigens muß auch bei den alten Juden der Glaube an die mehrhundertjährigen Menschen nicht von allen geteilt worden sein, sonst würde es in dem berühmten Psalm nicht heißen: „Unser Leben währt 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre.“ —

Medizinisches.

hr. Klimatische Kuren. Der Heilwert eines Klimas wird durch eine große Anzahl von Faktoren bedingt. Er wird durch die Beschaffenheit der Luft, des Lichtes und des Bodens bestimmt. Was die Luft anlangt, so sind ihre physikalischen Eigenschaften: die Wärme, die Bewegung, ihr Wassergehalt, ihre Druckverhältnisse usw. maßgebend. Das Klima beeinflusst wohl sämtliche Organe des menschlichen Körpers, in erster Linie aber das Nervensystem, in zweiter Linie den Blutlauf und den Stoffwechsel. Die Einwirkung des Klimas auf den Menschen ist verschieden, je nach Alter, Geschlecht und Konstitution. Ist dies schon bei Gesunden der Fall, so gilt es in noch höherem Grade von Kranken oder Geschwächten, deren normale Erregbarkeit und Widerstandskraft gesunken ist. Nur eine umfassende Prüfung der individuellen Beschaffenheit der Kranken wird daher im einzelnen Fall in stande sein, zu bestimmen, welches Klima dem Kranken zuträglich ist. Das Kind reagiert auf klimatische Einflüsse ganz anders als der Erwachsene, dieser wieder anders als der Greis. Bei alten Leuten sind Klimaturen überhaupt nicht mehr am Platze, weil ihr Anpassungsvermögen herabgesetzt ist. Michaelis nennt eine Klimatur im höheren Alter ein das Leben geradezu gefährdendes Unternehmen, wie denn erfahrungsgemäß der Aufenthalt auf hohen Bergen älteren Leuten zu verbieten ist. Bei Klimaturen muß immer ein neues Anpassungsvermögen an das neue Klima stattfinden, das bei den verschiedenen Kranken oft nicht ohne Beschwerden von statten geht. In Betracht kommt auch manchmal die Beschwerlichkeit des Transports und der Reise; daher ist auf möglichst bequeme und schnelle Erreichbarkeit des gewählten klimatischen Kurortes Bedacht zu nehmen. Ueberhaupt darf die Wirkung, welche ein klimatischer Kurort auf das Gemüt ausübt, als Heilfaktor nicht gering angeschlagen werden. Dies gilt sowohl von dem Aufenthalt im Hochgebirge, wie an der See, wie auch in der Wüste. Mitunter handelt es sich um Umgebungen, welche reizvoller auf den Kranken wirken als die gewohnten häuslichen Verhältnisse. Eine spezifische Heilwirkung auf irgend einen krankhaften Zustand kann das Klima als solches nie leisten.

In hygienischer Hinsicht wird das Klima in See-, Insel- und Küsten- und Binnenklima eingeteilt. Die Einwirkung des Seeklimas ist hinsichtlich der Intensität verschieden je nach der Lage des Ortes — auf einer Insel oder am Strande. Seeklima und Gebirgsklima sind überall da angezeigt, wo es sich um eine Kräftigung und Stärkung des Gesamtorganismus handelt. Die Niederklimata werden in trockene und feuchte geteilt. Zu den trockenen gehört das Wüstenklima. Es wirkt mehr anregend, das feuchte Niederklima mehr beruhigend. —

Humoristisches.

— Variante. „Aber, Herr Huber, Sie scherzen da mit den Kellnerinnen, denken Sie denn nicht an Ihre Frau?“
„Ach was, die Alte schützt vor Torheit nicht!“ —

— Verblümt. Sommerfrischer: „Kann man sich denn hier auch regelmäßig rasieren lassen?“
Wirt: „Natürlich, der Vater wohnt gleich um die Ecke . . . aber ich tät' Ihne' schon raten, lassen S' sich den Bart stehen!“ —

— Im Zweifel. Bäuerin (die den Kluchen für die Verlobung ihrer Tochter häßt, überlegend): „Wenn ich wüßt, daß sie doch in einem halben Jahr wieder auseinanderliefen, die beiden . . . da würde ich drei Eier weniger nehmen.“
(„Reggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Eine Gesellschaft französischer Erzähler, zu der u. a. Prévost und die Marguerites gehören, hat sich zum Schutze französischer Roman- und Novellenwerke im Auslande soeben in Paris gebildet. Die Gesellschaft hat sich ein eigenes Uebersetzungs- und Kontrollbureau eingerichtet. —

— „Der Andere“, eine tragische Komödie in fünf Akten von Julius Bab, wurde vom Hoftheater in Stuttgart zur Erstaufführung angenommen. —

— Im Münchener Schauspielhaus wurde von der Dramatischen Gesellschaft ein neues Drama von Johannes Schlaf: „Beigang“ zum erstenmal aufgeführt. Das Stück hatte nur einen Achtungserfolg. —

— Hermann Winkelmann, der Tenorist der Wiener Hofoper, zieht sich mit Schluß der Saison von der Bühne zurück. Winkelmann war von Haus aus Pianofortebauer. —

— Die Deylinger Heide leidet dieses Jahr unter einer Maitäferplage. Die Forstverwaltung zahlt 20 Pf. für den Liter gesammelter Käfer. —